

Alte und neue Zeit*

Es ist die gute alte Zeit, der Bismarck ein Ende gemacht hat, ferner der Militarismus, der Kapitalismus und Judaismus, der Industrialismus, Materialismus und Sozialismus. Die Literatur ist kein Geschäft für mich, ich muß raus aus die Literatur: sagt Schmock über eben diese Zeit. Heute würde er sich hüten, diese blühende Branche aufzugeben. Er hat sehr schnell gelernt, nur noch Brillanten zu schreiben als Journalist mit hunderttausenden von Lesern hinter sich, und wenn er nicht Ausstattungstücke und Operettentexte konfektioniert, so leitet er ein Theater oder eine Theateragentur. Die Literatur war damals noch nicht industrialisiert, und eine gesinnungstüchtige, enge, primitive Presse bot nur geringe Möglichkeiten. In jener Zeit vor den Kriegen hatte Berlin noch ein geistiges Profil, mager und klar, aber mit einer gewissen Liebeshwürdigkeit der Strenge. Ohne historisch-politische, ohne preußische Gesinnungen kann man hier nicht existieren, so meinte Fontane, der noch Balladendichter war. Schärfe, Lieblosigkeit, Unverschämtheit bringt den Fremden um, aber auch diese scharfe Atmosphäre wird durch Gewohnheit zuträglich und anregend; man kann in ihr leben und schließlich auch dichten, allerdings unter der Voraussetzung, daß man nicht ausschließlich Dichter sein will. Berlin sah aus wie Sparta, ein Entsetzen den Süddeutschen und anderen Kleinstaatlern; wer sich aber durch die harte Kruste durchgebissen hatte, der kam auf einen süßeren atheniensischen Kern.

Berlin hatte männlichen Charakter genug, um eine Menge Schönegeistigkeit zu vertragen und eine Unmenge des Dilettantis-

* Briefe Theodor Fontanes. 2. Sammlung. Herausg. von Otto Pridwer u. Paul Schlenker. 1. Bd. — Vierzig Jahre. Bernhard v. Lepel an Th. Fontane. Herausg. von Eva v. Arnim. Berlin, F. Fontane u. Co. 1910.

mus, der doch nicht nur Bildungsdünkel, sondern auch Enthusiasmus voraussetzt. Die ernstesten und gefestigten Männer, die im „Tunmel über der Spree“ Allotria trieben und sich gegenseitig Balladen, Sonette, Terzinen vorlasen, verstanden sich alle, viel mehr als heute, auf das Metier; sie begutachteten die Würdigkeit der Stoffe, reinigten die Reime und zählten die Versfüße in ehrbarer Meistersingererei, nur daß ihnen etwas fehlte, nämlich die Sinnlichkeit, welcher Mangel recht eigentlich ihren Dilettantismus ausmachte. Da waren Offiziere, Professoren, Journalisten, Beamte, Kaufleute, auch Handwerksmeister, die erst durch einen ehrenhaften Beruf existieren wollten und dann dichten, sehr ernsthaft, sehr komisch wie die Mitglieder eines Quartettvereins, von denen der eine die Geige, der andere die Bratsche mitbringt, während Cello und Baß auf Vereinskosten mit einer Droschke zweiter Klasse anfahren dürfen. Weil es unumgänglich schien, von der Kunst zu leben, kannten sie den tragischen Widerstreit von Kunst und Leben nicht, der nämlich auch seine ökonomischen Untergründe hat und erst in einer Zeit typisch werden konnte, die den Künstler verwöhnt, die ihn außerhalb aller bürgerlichen Berufe anerkennt und ernährt. Sie nahmen sich gegenseitig ungeheuer wichtig und doch ohne Arroganz, weil sie sich aufeinander einließen. Sie kritisierten wechselseitig die kleinsten Lieder, daß die Fegeln flogen, und wenn sie stundenlang geredet hatten, fanden sie noch Zeit, etwa übrig gebliebene Bedenken auf zwanzig Briefseiten nachzusenden. Die Literatur war damals noch ein Element der Geselligkeit, heute ist ihr Betrieb zugleich viel öffentlicher und geheimnisvoller geworden. In einer Zeit des erweiterten Marktes, da alles absatzfähig geworden ist, bleibt für die Freunde nichts mehr übrig. In diesen Briefen werden noch Ratschläge und Zensuren erteilt für die Kunst sowohl wie für Leben und Lebensart. Man wage es heute, einem zwischen Feder und Papier zu fahren, den Majestätsrechten der heiligen Individualität auch nur leise zu

opponieren! Das alte Standesprivileg war nie so schlimm wie heute die Prärogative von Geist und Talent, die die Lust mit den Blähungen der Eitelkeit verpestet. Damals war wenigstens noch Ordnung in der Welt, und weil Ordnung war, konnte sie Ausnahmen leichter tragen, wie auch der Absolutismus von allen Regierungsformen sich die meiste Laune gestatten darf.

Bernhard von Lepel, Leutnant bei den Franzosen, aus pommerschem Uradel, ist ein Dichter, und Theodor Fontane, sonst Apothekergehilfe, ist ebenfalls Dichter. Außerdienstlich vertragen sie sich sehr gut und verreißten sich gegenseitig ihre Verse. Heute wäre das kaum noch möglich. Der Leutnant ist heute viel mehr Leutnant, der Apotheker viel mehr Apotheker. Geburt, Reichtum, Talent vertrugen sich ausgezeichnet; das stellt der sehr mißtrauische Fontane fest. Diese Mächte haben heute viel stärkere gesellschaftliche, viel geringere freundschaftliche, meistens aber nicht ganz reinliche und aufrichtige Beziehungen. Der alte Stand war ein gußsigendes Kleid, das man ablegen konnte; die neue Klasse drückt auf den Menschen mit einer ganz anderen Wucht, und die Arbeitsteilung hat die Gehirne spezialisiert. Die Welt hat sich ungeheuer vereinfacht, die Dinge scheinen schon unabhängig von ihren Erfindern zu denken, zu wollen, und die Menschen verkaffern durch Einseitigkeit, durch äußerste Zweckbestimmung. Der fein spürende Fontane bemerkt es, und wir sehen es an ihm selbst, wie die Leute immer schärfer eingespannt werden. Das ewige Arbeitmarüßen nimmt ihnen die Lebensart, und die ehemals besseren Menschen, die sich ihre Genüsse selbst bereiteten, werden bald anfangen, aus der allgemeinen flachen Schüssel des Vergnügens zu fressen, die das vergrößerte und bereicherte Berlin täglich serviert.

Zeit wird Geld. Damit geht der löbliche Dilettantismus zugrunde, in Goethes Meinung ein beträchtlicher Kulturfaktor. Die Leute, die sich abends nach Bureauaufschluß Dich-

ter nennen, geben diese Ambition allmählich ab, und die Eigentlichen werden Schriftsteller. Diese Einschränkung und Dressur auf den Beruf, die die Leistungsfähigkeit nicht immer steigert, dafür um so sicherer die modernen Berufskrankheiten hervorbringt, vollzieht sich noch in den sechziger Jahren sehr behutsam. Der literarische Produzent begnügt sich allerdings nicht mehr, wie im achtzehnten Jahrhundert, mit einigen Klaftern Holz, mit der Gegengabe von Verlagsartikeln und zwei Talenten für den Bogen, aber er tritt als Kontrahent gegen den Verleger doch selten ohne Befangenheit auf, als ob das Honorar immer noch Gunst, Geschenk, unregelmäßigen Gewinn bedeute. Das Rückgrat der Existenz gibt immer ein Amt, eine Anstellung. Nur für Paul Heyse wird eine Ausnahme gemacht, der wie ein Halbgott unter die Bürger und Bureaukraten trat. Man findet ihn zu schade für seine Heimatstadt Berlin; er muß bestünmt an einen Musenhof, der ihm das Privileg der reinen Künstlerschaft bewilligt. Das ist bezeichnend. Man denke an Balzac, Daudet, Zola! Die horsten in irgendeiner Dachkammer auf Montmartre oder im Quartier latin, sie sehen auf Paris herab mit lüsterner Nachtbegier, mit einer erotischen Passion für das wunderbare gefährliche Stadtungeheuer, das sie verschlingen wird, wenn sie es nicht verlocken oder vergewaltigen. Berlin hat nichts so Versprechendes und so Drohendes, es ist ein Ort, aber keine Persönlichkeit, mit der man ringen kann. Keiner wird, wie jene Parvenüs der Literatur es getan haben, eine Szene schreiben, daß einer, der nur sein Talent hat, auf den Kreuzberg steigt, um das Ungeheuer mit Eroberungsgedanken ins Auge zu fassen. Es gibt hier Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker wie überall, aber das Wort Kunst wird nicht mit dieser fanatischen Inbrunst ausgesprochen, nicht mit dieser fast verbrecherischen Geilheit von jungen Priestern und Räubern, die ihre Beute wüßten. Die Literatur, die kurz vorher noch politisch war, hat hier nicht ihre eigene viel

stärkere Politik, diese schreckhafte und zaubernde Gewalt, die die Geister heute am stärksten revolutioniert, die die Intelligenz in dauernder Anarchie erhält und von einer gewissen Dämonie flackert, auch wenn alle Talente kleiner sein sollten. Der Schriftsteller hält sich nicht für gefährlich; so mangelt ihm die Selbstsicherheit, mit der sich heute der kleinste Snob brüstet. Fontane verlangt für sich nichts als eine bescheidene Existenz ohne Dürftigkeit, in der sich die Feinheit des Geistes und der Empfindung erhalten kann. So billig tut es heute keiner mehr, am wenigsten der Schriftsteller, der im modernen Berlin mindestens so gut leben will wie der Bürger und verhältnismäßig besser lebt. Dafür ist er auch immer am Markt, Unternehmer und Konkurrent, und was ihm gegeben wird, wird dem anderen genommen.

Denn jetzt lohnt es sich zu nehmen. Es wird immer noch keiner auf den Kreuzberg steigen mit der Herausforderung: à nous deux maintenant! Aber die neue, geheimnislose, unromantische Stadt verspricht dem Ehrgeiz und dem Macht hunger nun wenigstens ein Abenteuer, das des großen Erfolges. Es ist wahr, diese Stadt, der ein Gesicht gegeben war, wird für ihre riesenhaft geschwollenen Dimensionen noch lange keine Form finden. Diese Unpersönlichkeit macht es schwer, mit ihr zu verkehren. Wenn der neue Genius kommt, wie soll er mit ihr reden, in freien, gedehnten Whitmanschen Rhythmen oder in des Leutnants von Kleist dramatischem Befehlston? Ich denke, sie wird antworten, wie sie angesprochen wird, und es hängt von der Zauberkraft des neuen Genius ab, ob ihre Rede griechisch oder amerikanisch widerklingt.

Arthur Eloesser